

Bodie Thoene
RÜCKKEHR NACH ZION

Bodie Thoene


*Rückkehr
nach Zion*



Francke

Über die Autorin:

Bodie Thoene hat mit ihren Zion Chroniken ein Millionenpublikum in der ganzen Welt erreicht. Sie war zunächst als Drehbuchautorin tätig, bevor sie sich ganz dem Schreiben christlicher Romane widmete. Sie ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann Brock am Lake Tahoe in Nevada. Das Paar hat vier erwachsene Kinder.

www.thoenebooks.com

 [bodiebrockthoene](#)

 [ThoeneBooks](#)



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96362-320-2

Alle Rechte vorbehalten

Originally published in English under the title

The Return to Zion

Copyright © 2021 by Bodie Thoene

All rights reserved.

German edition © 2023 by Francke-Buch GmbH

35037 Marburg an der Lahn

Deutsch von Traute Reil-Kaczorowski

Umschlagbilder: © pixabay / designnox

© Alamy Stock Photo / Motiv Artokoloro

Umschlaggestaltung: Francke-Buch GmbH / Marion Schramm

Satz: Francke-Buch GmbH

Printed in Czech Republic

www.francke-buch.de

Prolog

Jerusalem – Tempelberg – Der neunte Tag des Ab, 70 n. Chr.

Anaias wusste genau, dass es keine Hoffnung mehr auf ein Entinnen gab. Es war zwar noch Vormittag, aber der dichte Rauch, der den Himmel verdeckte, hüllte alles in Dunkelheit und verbarg die endgültige Zerstörung des Tempels vor den trauernden Augen des Himmels.

Der achtzehnjährige Anaias war, wie zahlreiche andere jüdische Pilger, die aus allen Teilen der Welt zusammengeströmt waren, nach Jerusalem gezogen, um in eben diesem Tempel das Passahfest zu feiern. Der junge Mann war zwar erst das zweite Mal in Jerusalem, aber er wusste, dass es das letzte Mal war. Es ging das Gerücht um, dass mehr als hunderttausend Menschen bei der Belagerung den Tod gefunden hätten. Die Täler rings um die Stadt quollen über vor Toten und der Gestank, der von den in der Sommerhitze verwesenden Leichen aufstieg, war unerträglich geworden. Und nun war selbst der Tempelplatz, die letzte Zuflucht der Juden vor den Legionen des römischen Kaisers Titus, übersät von Toten und Menschen, die ebenfalls bald den Tod finden würden.

Anaias lehnte sich gegen eine Säule im Vorhof der Priester und dachte daran, mit welcher Begeisterung er vor sechs Monaten den Tempel betrachtet hatte. In Weiß und Gold glitzernd hatte er in der Morgendämmerung wie die Kuppe eines schneebedeckten Berges ausgesehen. Als ihn die Morgensonne dann in ihr erstes Licht getaucht hatte, da hatte Anaias seine Augen von der gleißenden Helligkeit dieses heiligen Gebäudes abwenden müssen. Mit geschorenem Kopf und beseelt von seinem Gelübde, war er mit klopfendem Herz durch die großen korinthischen Tore ge-

gangen, um sein Dankopfer darzubringen und sich auf das Passahfest vorzubereiten. Aber all das schien in unvorstellbar fernen Zeiten gewesen zu sein.

Danach hatten sich die jüdischen Rebellen, von den Römern verfolgt, in die Stadt zurückgezogen und sich hinter den schweren Toren verbarrikadiert. Anaias schloss vor Grauen die Augen, als die Erinnerung daran in ihm wieder wach wurde. Er hatte nicht einmal Zeit gehabt, seinen Mantel zu holen, geschweige denn, sich in den umliegenden Hügeln zu verstecken. Dann war die Stadt langsam gestorben.

Die Kampfgruppen von Johannes und Simon waren nicht in der Lage gewesen, die tosende Flutwelle des römischen Zorns zurückzuhalten, und die Menschen, die aus der Stadt geflohen waren, um die Römer um Gnade zu bitten, waren gekreuzigt oder aufgeschlitzt worden, weil die Soldaten Goldstücke oder Juwelen in ihrem Inneren vermuteten.

Unter den Zurückgebliebenen hatte eine furchtbare Hungersnot gewütet und die Menschen solange zu Tausenden niedergemäht, bis schließlich die Stadtmauer der Wucht des feindlichen Ansturms nicht mehr standgehalten hatte. Und nun wusste Anaias, dass dies der letzte Tag war, dass nun auch der Tempel fallen würde. Vor sechs Tagen hatte er sich den letzten Überlebenden angeschlossen, die sich im Vorhof der Priester verschanzt hatten. Acht starke Männer waren nötig gewesen, um die hölzernen Tore zu schließen, die den Hof schützten. Aber nun leckte das von den römischen Legionären gelegte Feuer an dem Gold, das Anaias noch vor einem halben Jahr geblendet hatte. Geschmolzenes Metall rann an den Toren hinunter und entzündete das darunter liegende Holz zu roter Glut. Und der Wind wirbelte die Funken so hoch in die Luft, dass nun auch der Tempel selbst bedroht war.

Die jüdischen Soldaten, die noch die Kraft hatten, ein Schwert zu tragen, gingen zwischen den Überlebenden einher, um deren Leben ein Ende zu setzen, bevor die Tore zu Asche zerfielen und die Römer den Hof stürmten. Immer wieder winkte jemand

mit kraftloser Hand einen Soldaten herbei und bat ihn um einen schnellen Tod. Denn nicht nur Anaias wusste, dass die Römer die wenigen, die das Gemetzel überlebten, verschleppen würden, um sie für ihre grausamen Spiele zu benutzen. Die letzten Überlebenden ganzer Familien von frohen Pilgern boten daher nun ihren Hals dem Schwert dar und legten sich Seite an Seite zum Sterben nieder.

Eine tödliche Stille hatte sich über den Tempel gelegt.

Unter seinem Umhang trug Anaias ein kleines silbernes Kästchen. Darin lag der Tallith, den ihm sein Vater vor der Reise geschenkt hatte. Ein bitterer Zug trat auf seine Lippen, als er an seine Eltern in Antiochia dachte. Würden auch sie durch die Hände der römischen Eroberer umkommen? *Wie es auch kommen mag*, dachte er schweren Herzens, *wenn es so sein soll, dann werden wir zumindest gemeinsam vor unserem Heiland stehen. Und es geschieht hier nichts, was er nicht vorausgesagt hat. Aber ich hätte nie gedacht, dass ich selbst bei der Zerstörung des Tempels dabei sein würde.*

»Es brennt!«, schrie plötzlich ein Soldat vom Portikus her und deutete zum Dach des Tempels. »Der Tempel brennt!« Mit den Augen folgte Anaias dem ausgestreckten Schwert des Soldaten und sah winzige Flammen auf dem Dach der heiligen Stätte züngeln. Eine der noch lebenden Frauen stieß einen hohen, schrillen Klageschrei aus, dem sich auch die anderen Sterbenden anschlossen, sodass es schien, als steige ein einziger Schrei mit dem Rauch gen Himmel.

»Mein Gott!«, weinte Anaias, der das sichere Gefühl hatte, das Ende der Welt mitanzusehen. »Wir sind ja alle bereit zu sterben, aber lass unsere Heilige Stätte nicht untergehen! Komm und mach unserem Elend ein Ende, Herr!«, flehte er so laut, dass er die Schreie und Rufe der anderen übertönte. Tatsächlich richteten einige ihren Blick zum rauchgeschwärzten Himmel, als erwarteten sie von dort das Erscheinen des Messias. Aber der Himmel hüllte sich in Schweigen.

Das Inferno um sie herum loderte immer stärker und der dicke Qualm, der sich auf sie herabsenkte, nahm selbst den Kräftigsten die Luft. Anaias fühlte, wie ihm die Sinne vor der Unausweichlichkeit des Todes zu schwinden begannen. »Vater!«, rief er aus. »Ich habe noch nicht in meinem neuen Tallith gebetet. Er wird heute mein Lechentuch werden. Aber das wäre er auch geworden, wenn ich nach einem langen, erfüllten Leben gestorben wäre!« Das Kästchen fiel klappernd zu Boden, es sprang auf und das feine weiße Gebetstuch entfaltete sich zu seinen Füßen. Mühsam stützte sich Anaias an der Säule ab, hob es wieder auf und hielt es hoch über seinen Kopf, sodass es im Wind flatterte. Hier war das letzte Reine in der Stadt. Sein strahlendes Weiß hob sich wie ein Banner der Hoffnung von der rauchgeschwärzten Umgebung ab. Seine Borte in hellem Davidsblau erinnerte ihn daran, dass es trotz allem einen Himmel über ihnen gab und Gott auf seinem Thron regierte.

»Aber ich habe keinen Anteil daran!«, schrie er, von Zweifeln gequält. »Und heute stirbt das Haus Israel zusammen mit mir!« Heftig weinend barg er sein Gesicht im Geschenk seines Vaters. Das Stöhnen der Sterbenden nahm er nur wie aus weiter Ferne wahr. Sorgfältig legte er sich das Gebetstuch über die linke Schulter. »Höre, o Israel, der Ewige, unser Gott, ist einzig.« Dann schlang er es über seinen Rücken und verhüllte seinen Kopf mit dem Rest des Talliths. Die Augen fest auf die großen Tore gerichtet, die zum Allerheiligsten und zum Altar selbst führten, bahnte er sich Schritt für Schritt, mit wehendem Tallith, wie eine weiße Engelsgestalt, seinen Weg über die Leichen hinweg. Die Sterbenden schrien bei seinem Anblick auf. Als Anaias die vierzehn Stufen zu dem Tisch der Schaubrote und zu der goldenen Menorah hinaufstieg, rief ein Soldat mit einem blutigen Schwert in der Hand nach ihm und wollte ihn zur Rede stellen: »Halt! Wo willst du hin?«

Doch Anaias ging wortlos weiter, während hinter ihm die Flammen röhrend ihren Sieg über das korinthische Tor verkün-

deten. Dann fielen die riesigen Balken in sich zusammen, Funken stoben auf und wurden vom Wind davongetragen. Über die gepflasterten Straßen rannen Ströme flüssigen Metalls. Mühsam schleppte sich Anaias bis zur obersten Stufe. Dort sah er sich um. In der glühenden Hitze, die von dem brennenden Tor ausströmte, standen römische Soldaten – in Rüstung, mit Schwertern und stoßbereiten Lanzen – und warteten auf das letzte Gemetzel. »Wie schnell waren diese Tore geschlossen und die römischen Legionen haben sechs Monate gebraucht, um sie wieder zu öffnen«, murmelte Anaias vor sich hin.

Er starrte die Männer, die sein Schicksal besiegeln würden, noch einen Moment lang an. Dann ging er auf das Tor zum Allerheiligsten zu. Als er den Raum betrat, verriet sein Gang, dass er an innerer Sicherheit gewonnen hatte. Er sah die Gruppen goldener Trauben, die in Mannesgröße von der Decke hingen, und Vorhänge aus Gold, Purpur und Azurblau, deren miteinander verschmelzende Farben Himmel, Erde und Meer symbolisierten.

Anaias zog seinen Tallith enger um den Kopf und ging, während der Lärm der letzten Schlacht vom Hof hereinschallte, um den ersten Vorhang herum. Zu seiner Rechten befand sich der goldene Tisch, auf dem das Schaubrot gestanden hatte, nicht weit davon entfernt die riesige Menorah, der Leuchter, der vor dem Allerheiligsten brannte. Genau gegenüber stand ein Tisch, auf dem die Rauchopfer dargebracht worden waren. Anaias atmete tief den Zimtgeruch ein, der hier viele Jahre lang aufgestiegen war. Und vor ihm befand sich der Altar, der durch den purpurnen Vorhang vom Allerheiligsten getrennt war. Ein Gefühl der Ehrfurcht durchströmte Anaias. Er lächelte trotz der Schreie, die von draußen zu hören waren. Hier – im Herzen des Tempels – war Frieden. Anaias wusste allerdings sehr wohl, dass Gott nicht mehr an diesem Ort weilte, aber er wusste auch, dass er hier früher einmal seine Heimstatt gehabt hatte.

Während der junge Mann sich langsam um sich selbst drehte und die Schönheit des verbotenen Raumes in sich aufnahm, ver-

nahm er klirrende Schritte auf der Außentreppe und raue fremdländische Stimmen im Vestibül auf der anderen Seite des Vorhangs. Er atmete heftig. Sein junges Herz schrie danach zu leben, obwohl schon so lange keine Hoffnung mehr bestand.

Er umklammerte heftig den Rand seines Talliths und wünschte, dass er noch seine Gebetsriemen besäße, die er sonst immer zum Beten um Arme und Stirn gewunden hatte. Aber schon vor Monaten hatte er sie verkauft, um sich Lebensmittel zu beschaffen. Er trat an den Altar und legte seine Hände darauf. »Oh, Herr!«, schrie er. »Ich kann dir kein anderes Opfer darbringen als den Dank für den Einen, den du für mich hingegeben hast! Nimm mein Leben! Nimm meine Seele! Ich flehe dich an!«

»Wer ist dahinten?«, rief eine harte Stimme. »Da ist ein Jude! Los, den holen wir uns!«

Anaias neigte den Kopf und sank vor dem Altar auf die Knie, während sich der Vorhang hinter ihm teilte und römische Schwerter sichtbar wurden. Er war nach Zion gekommen, um zu beten und zu danken. Zu guter Letzt war seine Reise also doch nicht vergeblich gewesen. Während er die Kühle des Altars und die Weichheit seines Talliths spürte, wurde dieser ihm zum Leichentuch.

1. Kontrollpunkt

3. Februar 1948

Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über Jerusalem. Vor zwei Tagen hatte der Wind auf Südost gedreht und warme Luft aus der riesigen Negev-Wüste mitgebracht. Sie hatte den gefrorenen Boden aufgetaut und den frierenden Wachtposten der Hag-anah Erleichterung gebracht. Heute, am dritten Februar, standen sie sogar in Hemdsärmeln an den Kontrollpunkten, die die Jewish Agency sicherten. Sie streckten sich wohligh in der spätnachmittäglichen Sonne und unterbrachen ihre heiteren Gespräche nur ab und zu, um Pässe und Papiere zu kontrollieren oder die klapprigen Wagen der Agency mit einem Handzeichen an den Wällen aus Sandsäcken und Stacheldrahtverhauen vorbeizuwinken.

Obwohl zumindest theoretisch die gesamte King George Avenue zum jüdischen Teil Jerusalems gehörte, war es jedoch praktisch so, dass es in der ganzen Stadt kein Fleckchen gab, das vor den arabischen Terroristen und Bombenlegern sicher war. Diese hatten sich raffinierte Wege ausgedacht, um die jüdischen Sperren zu überwinden und ihren selbst gemachten Sprengstoff als Visitenkarte zu hinterlassen. Daher waren jetzt nur noch Diplomaten von einer gewissenhaften Durchsuchung durch die jüdischen Wachtposten befreit, von denen viele noch vor Kurzem Ladenbesitzer, Taxifahrer oder Studenten der Hebräischen Universität gewesen waren. Ganz Jerusalem war in ein Schlachtfeld verwandelt und jeder Jude – ob Mann, Frau oder Kind – hatte den Auftrag, die heilige Stadt gegen die überlegenen muslimischen Kampftruppen Haj Amin Husseinis zu verteidigen.

Vor einem der Kontrollpunkte standen zwei olivgrüne Wagen der Jewish Agency, die einen ramponierten Eindruck machten, das

Ergebnis zehnjährigen Gebrauchs unter widrigen Bedingungen. Vor dem Krieg zur privaten Nutzung durch einen britischen Offizier nach Palästina gebracht, hatte man sie dann auch während der Verdunkelungszeiten eingesetzt, die angeordnet worden waren, als die deutschen Truppen Palästina bedrohten. Die Kotflügel der Wagen hatten dabei Kratzer und Schäden von engen Begegnungen in der Schlucht von Bab el Wad davongetragen. Die Bremsen quietschten wie ungebärdige Kinder und die Gänge kratzten und krachten bei jedem Schalten. Zu guter Letzt waren die Wagen von den Engländern abgestoßen und für einen Schrottplatz in der Nähe des Bahnhofs bestimmt worden, wo alle ausgemusterten britischen Armeebestände aus dem Hafen von Haifa abgeladen wurden. Von zwei erfinderischen jüdischen Mechanikern gerettet, wurden die Autoruinen schließlich zu den beiden wichtigsten Fahrzeugen im Wagenpark der Jewish Agency.

Nun schützten Panzerplatten die Karosserie und so wirkten sie wie Käfer aus der Urzeit, wenn sie über die Hügel Jerusalems krochen. An diesem Tag heizte die Sonne das Innere so stark auf, dass sich die Fahrer den Schweiß von der Stirn wischten und ihre Hemdkragen aufknöpften. Beide Männer warteten voller Ungeduld darauf, dass die vor ihnen stehenden Wagen endlich die Reihe der Zivilgardisten passieren konnten, die ausgiebig mit den Reisenden und den Fahrern schwatzten.

Das Ziel der beiden Wagen war der jüdische Stadtteil Rehavia, der gleich hinter der King George Avenue und der Ramban Street begann. Die Strecke war also kaum mehr als anderthalb Kilometer lang, würde aber wahrscheinlich mindestens eine halbe Stunde in Anspruch nehmen.

Johann Pelz, der Chauffeur des ersten Fahrzeugs, starrte mürrisch und gelangweilt vom langen Warten bei der Abfertigung auf das Lenkrad seines Wagens. Da wo eigentlich die Hupe sein sollte, waren aufgrund der langen und wechselhaften Geschichte nur noch zwei Drahtenden zu sehen. Ärgerlich schnaufend hupte er, indem er die beiden Drahtenden mehrmals kurz aneinander-

hielt, und stellte dann mit zufriedenem Lächeln fest, dass er die Aufmerksamkeit der Gardisten an der Barrikade auf sich gelenkt hatte. Doch nach einem erstaunten, gereizten Blick in seine Richtung nahmen diese ihre Unterhaltung mit der stattlichen Dame wieder auf, die am Steuer des ersten der drei Wagen vor ihm saß. Johann machte seiner Wut über das hartnäckige Hindernis Luft, indem er die beiden Drahtenden ein zweites Mal aneinanderhielt. Wenn er nur morsen könnte, dann würde er denen da vorn schon was erzählen!

Nun waren die Männer an der Barrikade erst recht nicht gewillt, ihm Beachtung zu schenken. Sie ließen zwar den ersten Wagen durch, jedoch nur, um den Fahrer des nächsten Wagens in aller Ruhe um eine Zigarette und Feuer zu bitten.

Erbost nahm Johann unter dem Ächzen des Getriebes den Gang heraus und zog die wenig vertrauenswürdige Handbremse an. Dann sprang er aus dem Wagen, schüttelte drohend die Faust in der Luft und rief: »Es geht um die Agency, ihr Schmucks! Ihr Schlimel! Ihr idiotischen Mamzer! Eine offizielle Angelegenheit der Jewish Agency! Lasst uns durch!«

Nun bekamen die Wachtposten rote Köpfe, kontrollierten dienstbeflissen die Papiere der Wagen vor ihm und knieten sich eilig hin, um deren Unterboden zu inspizieren. Als Johann die Drahtenden noch einmal aneinanderhielt, eilten zwei hagere, gewissenhaft aussehende junge Männer von der anderen Seite der Sandsackbarrikade herbei, um Johanns Wagen zu überprüfen.

»Papiere!«, meinte der größere der beiden kurz angebunden.

Mürrisch zeigte Johann seinen Ausweis, doch nur so lange, dass der junge Mann ihn eben überfliegen konnte. »Offizielle Angelegenheit«, wiederholte er.

»Wollen Sie durch arabisches Gebiet fahren? Dann muss ich Sie darauf hinweisen, dass dort wieder Gewalttaten verübt werden. Habe gerade vor einer Stunde einen Bericht erhalten. Das Wetter gefällt nicht nur den Schmetterlingen, sondern auch den Hornissen, nicht wahr?«

»Wir fahren nur bis Rehavia und wieder zurück. Und wir sind in Eile. Wenn es Ihnen also nichts ausmacht ...«

Der zweite Wachtposten schaute unter den Wagen und auf den Rücksitz. Autobomben waren inzwischen ein bevorzugtes Mittel der Spießgesellen des Muftis geworden und Papiere konnte man fälschen. Dieser Bursche hatte es den Wachtposten etwas zu eilig.

»Rehavia!«, rief der Posten aus. »Eine offizielle Angelegenheit, sagen Sie? Das sind ja nur ein paar Hundert Meter. Da hätten Sie auch zu Fuß gehen können. Schön genug ist der Tag dafür.«

»Was geht Sie das an?«, schrie Johann.

»Ihre Schlüssel, bitte!« Der Posten blieb unerbittlich und war ernst geworden. Plötzlicher Argwohn hatte ihn ergriffen.

»Verdammt! Verdammt noch mal!«, kochte Johann. Er ergriff den abgenutzten Lederbeutel, der neben ihm lag, und wedelte dem Wächter damit unter der Nase herum. »Ich sagte, eine offizielle Angelegenheit! Eine Nachricht vom Chef! Von Ben-Gurion persönlich!«

»Wir haben Befehl, den Kofferraum eines jeden verdächtigen Wagens zu durchsuchen – auf Sprengstoff«, beharrte der Wachtposten und hielt Johann unbeirrt seine offene Hand hin.

Im Rückspiegel sah Johann, wie sein Kumpan Dan hinter dem Steuer des zweiten Wagens der Agency hervorkletterte. Sein Gesicht spiegelte deutlich seine Verdrossenheit über das bürokratische Verhalten dieser Halbtagsmiliz wider.

»Was ist denn los?« Er zündete sich betont gelassen eine Zigarette an und schlenderte gemächlich zu dem blockierten Fahrzeug.

»Dieser Mamzer will meine Schlüssel!«, rief ihm Johann entgegen. »Dann gib dem Mamzer doch deine Schlüssel«, erwiderte Dan lakonisch, während er sich an das Auto lehnte.

Zwei Wächter, die mit dem Wagen vor Johann beschäftigt waren, sahen auf und kamen mit düsterer Miene auf ihn zu.

Dieser zog den Zündschlüssel ab, warf ihn einem der jungen Männer vor die Füße und rief: »Wer hat hier das Kommando?

Wir haben eine dringende Nachricht für Professor Howard Moiniger von der Amerikanischen Schule für Orientforschung! Von Ben-Gurion persönlich! Diese Verzögerung ist – ist –« in seiner Erregung fing er an zu stottern, »ich verlange, dass Sie mir Ihre Namen nennen! Wir haben hier zwanzig Minuten gestanden und mitansehen müssen, wie Sie sich in der Sonne aalen und quatschen! Ich verlange, dass Sie mir Ihre Namen nennen!«

»Die Papiere, bitte!«, meinte seufzend einer der jungen Wachtposten, der allem Anschein nach den Oberbefehl hatte. »Also los, Philip! Du durchsuchst das Wageninnere!«, wies er seinen jungen Kameraden an. »So lautet der Tagesbefehl, egal, wie rot dieser Bursche im Gesicht ist.« Dann wandte er seinen Blick dem erregten Fahrer zu. »Was haben Sie bitte in Rehavia zu tun?«

»Wir sollen dort jemanden abholen«, unterbrach Dan mit ruhiger Stimme. »Auf Befehl Ben-Gurions. Ich finde es gut, dass ihr eure Pflicht tut, aber wir hinken schon ein bisschen hinter unserem Zeitplan her. Hier«, er übergab dem Kommandeur der Gruppe seine Schlüssel –, »aber beeilen Sie sich ein bisschen, ja?« Er lächelte und tat noch einen langen Zug an seiner Zigarette, bevor er sie auf den Boden warf und mit dem Fuß zertrat.

»Tun nur unsere Pflicht. Es ist nämlich in letzter Zeit zu viel durchgeschmuggelt worden«, meinte der Wachtposten entschuldigend, während er die Schlüssel an den rangniedrigeren Soldaten weitergab.

Dan lächelte wohlwollend. »Natürlich.« Er tätschelte den immer noch erregten Johann beruhigend durch das Wagenfenster. »Ruhig Blut, Johann. Sie tun ja nur ihre Pflicht. Genauso wie wir, nicht wahr?«

»Wir werden zu spät kommen und Ärger mit dem Chef kriegen. Nur weil die sich in der Sonne fläzen, kommen wir zu spät!«

»Es lässt sich nun mal nicht leugnen, dass wir Krieg haben«, meinte der junge Kommandeur mit unverkennbar britischem Akzent. »Man kann gar nicht vorsichtig genug sein.«

»Sie sagen, man kann nicht vorsichtig genug sein?«, ereiferte

sich Johann, während auf der anderen Seite der Barrikade majestätisch die lange, schnittige Limousine des amerikanischen Konsulats vorfuhr. Die kleinen amerikanischen Standarten flatterten lebhaft auf den Kotflügeln. »Und was ist mit denen da?«, fuhr Johann mit einer ausholenden Armbewegung zu der Limousine fort, während der arabische Chauffeur nur kurz die Bremsen antippte und der amerikanische Diplomat auf dem Rücksitz lächelte.

»Die sind auf dem Weg zur Agency«, erklärte der Wachtposten in einem Tonfall, als ob jeder weitere Kommentar lächerlich sei.

»Ach ja? Aber wir *fahren* sogar Fahrzeuge der Agency! Wir *kommen* von der Agency, du Schmuck! Und uns haltet ihr auf, während ihr einen amerikanischen Wagen mit einem arabischen Chauffeur einfach durchfahren lasst!« Er bekam vor Staunen große Augen, als der Wagen unter dem heiteren Winken des amerikanischen Diplomaten tatsächlich unbehelligt davonglitt.

»Wir führen nur Befehle aus!«, meinte der junge Wachtposten barsch. »Wenn Sie daran etwas auszusetzen haben, machen Sie das mit Ben-Gurion aus! Uns ist bereits heute Morgen ein Besuch von der amerikanischen Botschaft angekündigt worden. Es heißt, der Chauffeur arbeitet schon so lange für die Amerikaner, dass er praktisch Amerikaner ist! Sie dagegen – von *Ihnen* hat uns niemand etwas mitgeteilt. Und meiner Meinung nach benehmen Sie sich außerdem ziemlich auffällig.«

Johann schlug sich ernüchert mit der Hand gegen die Stirn. »Seit acht Jahren bin ich nun bei der Agency!«, erklärte er. »Aber Sie habe ich noch nie in meinem Leben gesehen. Oj, Gewalt! Wie lange sind Sie schon als Wachtposten eingesetzt?«

»Seit letztem Schabbat! Und wir führen nur Befehle aus.«

»Nun, das erklärt vieles. Ich bin diesen Weg seit vier Tagen nicht mehr gefahren.«

»Reg' dich jetzt bitte nicht auf, Johann«, ermahnte ihn Dan, bevor er zu seinem Wagen zurückging.

Johann nickte grollend und schwieg, während einer der Wäch-

ter die Kofferraumklappe zuschlug und ihm die Schlüssel in den Schoß warf. »Für meine Begriffe übertreiben die's einfach«, murmelte Johann, während er den Motor anließ. »Auch unsere eigenen Leute.«

Dann winkten die vier Soldaten sie vorbei, als sei einer allein dafür nicht ausreichend. »Schalom, Leute!«

Noch zweimal wurden die klapprigen Fahrzeuge angehalten. Johann nahm sich den Rat seines Kameraden zu Herzen, schaltete nun gleich den Motor aus, hielt die Schlüssel baumelnd aus dem Fenster und hüllte sich in Schweigen, bis der Wagen von den unbewaffneten Leuten an den Barrikaden inspiziert worden war. Das Kinn auf die Hände gestützt, starrte er untröstlich auf den Lederbeutel, der auf dem Sitz neben ihm lag. *Es ist dringend!* hatte Ben-Gurion gesagt. *Sehen Sie zu, dass Sie das dem Professor möglichst schnell und persönlich übergeben! Dann laden Sie alle in den Wagen: Rabbi Lebowitz, seinen Enkel Jakov, David Meyer und die Journalistin Ellie Warne. Sie kann etwas für die amerikanische Presse daraus machen!* Johann schaute auf seine Armbanduhr und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Lenkrad, während der Kofferraum zum dritten Mal geöffnet wurde. Er konnte sich kaum enthalten, die Drahtenden noch einmal aneinanderzuhalten, aber er beherrschte sich. In dieser Zeit waren alle gereizt. Es hatte keinen Sinn, sich von seinen strapazierten Nerven unterkriegen zu lassen und so die Sache noch mehr zu verzögern. *Immer ruhig bleiben, Johann,* sagte er zu sich selbst.



Ein Mobile aus gebrochenen Keramikstücken klapperte geräuschvoll an die Fensterscheibe von Ellies Zimmer. Dazu erklang, ernst und unregelmäßig, das Ticken ihres alten grünen Weckers, als wolle er sie daran erinnern, dass es beinahe schon vier Uhr nachmittags war und sie immer noch kein vernünftiges Wort zu Papier gebracht hatte.

Das Kinn in die Hand gestützt saß Ellie über die altersschwache Schreibmaschine gebeugt und starrte trübsinnig mal auf das Blatt Papier, das in der Maschine eingespannt war, und dann wieder auf die warme, ungeöffnete Flasche Coca-Cola, die danebenstand.

Nachdem die Hausgemeinschaft wochenlang von Linsensuppe und dünnem Tee gelebt hatte, hatte Ellie einmal erwähnt, sie sehne sich nach einem Hamburger mit Zwiebeln und Pommes und einem Sechserpaket Coca-Cola ganz für sich allein. Als David dann letzte Nacht um drei Uhr von einem Noteinsatz nach Haifa wieder in Jerusalem gelandet war, hatte er die Cola triumphierend aus seinem Rucksack geholt und gerufen: »Hamburger mit Zwiebeln und Pommes und eine Cola! Hier sind die Pommes. Hier die Zwiebeln. Und da der Hamburger. Du musst dich leider mit der letzten Cola in ganz Palästina begnügen, Schatz!« Dann war er ins Bett gefallen, um drei Nächte Schlaf nachzuholen.

Nun betrachtete Ellie schuldbewusst ihren Schatz. Auf dem arabischen Schwarzmarkt bekäme sie dafür zwei Hähnchen und ein halbes Dutzend Eier. Aber sie konnte den Gedanken nicht ertragen, dass sich vielleicht einer von Leuten des Mufti über ihre Cola hermachen würde. Nicht einmal um den Preis, dass sie auf diese Weise zwei Hühnchen in den Kochtopf bekämen.

Die Flasche stand immer noch genauso unberührt da wie die Schreibmaschine. Denn Ellie wollte die Cola erst trinken, wenn sie den Artikel beendet hatte, der zusammen mit ihren Aufnahmen vom Überlebenskampf der Juden in die Redaktion des LIFE-Magazins in den Staaten geschickt werden sollte. Die einzige Schwierigkeit war, dass sie keinen Einstieg fand, um die Ereignisse hier in Jerusalem zu schildern.

An der Uni in Los Angeles hatte sie nur so viele Vorlesungen über Journalismus belegt, wie zur Ausbildung als Fotojournalistin nötig war. Und Schreiben war nicht gerade ihre Stärke. Ihre fotografischen Fähigkeiten dagegen waren inzwischen allgemein

anerkannt und erfreuten sich einer regen Nachfrage. So waren ihre Aufnahmen von den Kämpfen zwischen Juden und Arabern hier in Palästina in den letzten zwei Monaten groß im LIFE-Magazin herausgebracht worden.

Die sommersprossige junge Studentin, die vorher für ihren Onkel an archäologischen Ausgrabungsstellen Aufnahmen von alten Tontöpfen gemacht hatte, gehörte seit zwei Monaten zum Fototeam dieser Zeitschrift. Vor drei Tagen war dann plötzlich die Nachricht eingetroffen, dass der Korrespondent der Zeitschrift in der Nähe von Tel Aviv verwundet worden war.

»Bitte Lücke füllen bis Ersatz eintrifft STOP Erbitten Text, ungefähr 1.500 Wörter, mit Fotos STOP Stu Mebane Redakteur STOP.«

Seitdem war sie immer wieder auf und ab gegangen und hatte grübelnd aus dem Fenster auf die kahlen, windgebeugten jungen Bäume gestarrt, die die Straße säumten. Zweimal war sie mit David über das belagerte jüdische Viertel der Altstadt geflogen, um medizinisches Versorgungsmaterial abzuwerfen. Einmal hatte sie flüchtig gesehen, wie Rachel und Mosche ihnen zuwinkten.

Die beiden lebten nur ein paar Hundert Meter von der Stelle entfernt, an der sie jetzt saß, und doch waren sie so weit weg, als wären sie in einem anderen Jahrhundert oder in einer anderen Welt. – »Womit soll ich nur anfangen?«, fragte sich Ellie laut, um ihre Gedanken in Schwung zu bringen. Sie seufzte schwer, denn sie hatte das Gefühl, dass die Cola-Flasche wohl nie geöffnet werden würde.

Sie nahm ein Bündel Fotografien zur Hand, die am nächsten Morgen in die Vereinigten Staaten geschickt werden sollten. Auf den Luftaufnahmen war deutlich das isolierte jüdische Viertel hinter den wuchtigen, zerklüfteten Mauern der Jerusalemer Altstadt zu erkennen. Um die winzige Ansammlung von Synagogen und kuppelförmigen Dächern erhoben sich nach Norden hin die hohen Türme der muslimischen Minarette. Im Osten stand auf dem Berg Moriah das riesige Heiligtum der Moslems. Dort hatte

sich einst der große hebräische Tempel befunden, und dort hatte auch Jesus von der Liebe Gottes zu den Menschen gepredigt; an dieser Stelle hatte er vorausgesagt, dass der Tempel eines Tages dem Erdboden gleichgemacht werden würde. Östlich vom Felsendom war der Ölberg. Westlich des jüdischen Viertels lag das armenische Viertel und in dessen Norden die Kirchen und die heiligen Stätten der Christen.

Aus Furcht vor dem Mufti Haj Amin Husseini und seinen fanatischen Anhängern waren armenische und christliche Araber zu Tausenden aus ihren Häusern geflohen. Gleich danach waren die muslimischen Krieger in die Viertel hineingeströmt, hatten die Tore in die Altstadt vor den jüdischen Verteidigern verschlossen und in der letzten Zeit sogar Lebensmittelkonvois den Einlass verweigert. Obwohl hier und da ein einsamer britischer Vorposten auf einem Dach Wache hielt und die Briten erst im Mai abziehen sollten, hatte Ellie den Eindruck, dass es ihr Ziel war, die Aggressivität der Araber, die die engen Grenzen Jerusalems bedrängten, möglichst zu ignorieren. »Die möchten gerne lebend nach Hause kommen«, hatte David ihr einmal erklärt und hinzugefügt: »Ich kenne das Gefühl und ich kann nicht sagen, dass ich ihnen daraus einen Vorwurf mache.«

Außerhalb der Altstadtmauern erstreckte sich die Neustadt von Jerusalem, eine merkwürdige Mischung aus arabischen und jüdischen Vierteln. In einigen Blocks waren die beiden Völker sogar direkte Nachbarn gewesen.

Ellies Fotografien zeigten deutlich die Punkte, die zur Zielscheibe der Leute des Muftis geworden waren. Der rauchgeschwärmte Schutt auf der Ben Yehuda Street kennzeichnete die Stelle, an der das King David gestanden hatte, das Hotel, das kürzlich in die Luft gesprengt worden war. Und wenige Blocks davon entfernt lagen die Überreste des jüdischen Geschäftsviertels.

Noch immer empfand Ellie Erstaunen über die unglaubliche Standhaftigkeit dieses Volkes, das sie lieben und bewundern gelernt hatte. *Kein Wunder*, dachte sie, *dass man diese Menschen Gottes aus-*

erwähltes Volk, seinen Augapfel, nennt. Es ist etwas Besonderes an ihnen, das sie in die Lage versetzt, all das durchstehen zu können.

Von Norden nach Süden zogen sich, deutlich erkennbar, arabische Viertel wie ein Kranz von kleinen Bastionen an der Altstadtmauer entlang. Die Araber, die sich Haj Amins Politik der starken Hand widersetzt hatten, waren von eben den Männern aus ihren Häusern vertrieben worden, die zuvor lauthals verkündet hatten, für sie kämpfen zu wollen. So war auf den stadtauswärts führenden Straßen ein Strom von arabischen Palästinensern zu sehen. Sie waren nun Flüchtlinge, Opfer ihrer eigenen politischen Anführer. Ihren Platz nahmen Bauern und Kämpfer ein, die in der Schuld des Hauses Husseini standen und mit ihm verbündet waren. Sie hatten es nicht versäumt, bereits auf ihrem Weg in die Stadt die Wasserleitungen zu sprengen, die in jüdische Viertel führten. Und jetzt plünderten sie sogar die Häuser christlicher und armenischer Araber, die vor dem fanatischen Schrei »Jihad! Jihad! Jihad!«, geflohen waren.

Was Ellie schreiben wollte, stand also eigentlich klar und deutlich vor ihrem geistigen Auge. Doch sie war einfach nicht in der Lage, es in Worte zu fassen. Wie konnte sie dem amerikanischen Volk mitteilen, dass in diesem Teil der Welt immer noch nationalsozialistische Ideen regierten? Wie konnte sie ihm sagen, dass ohne die Hilfe des amerikanischen Volkes kein Jude in Palästina überleben würde? Dass die Bedrohung durch den Holocaust noch bei Weitem nicht vorüber war?

Draußen hatte der Wind unvermittelt aufgehört. Ellie sah verärgert auf ihren Wecker. Gleich schon halb fünf. David hatte 24 Stunden am Stück geschlafen und Onkel Howard war mit Rabbi Lebowitz und Jakov schon seit drei Stunden außer Haus. Sie hatte gehofft, den Artikel bei ihrer Rückkehr fertig zu haben, und nun hatte sie nicht einmal einen einzigen Buchstaben zu Papier gebracht. »Lieber Gott«, seufzte sie in einem verzweifelten Bittgebet. Aber sie war auch jetzt nicht in der Lage, die richtigen Worte zu finden, um ihr Gebet zu beenden.

Da ertönte ein lautes Klopfen an der Haustür.

»David!«, rief Ellie, die keine Lust hatte aufzustehen, um ihre frustrierende Tätigkeit zu unterbrechen.

Erneutes Klopfen. *Das ist sicher Onkel Howard. Hat wahrscheinlich den Schlüssel vergessen.* »David!«, rief sie noch einmal. »Steh auf! Es ist halb fünf! Geh bitte an die Tür!«

Sie hörte weder Davids Antwort aus seinem Zimmer noch seine Schritte auf dem Flur.

»Mist!«, brummte sie und strich sich ihr langes rotes Haar aus dem Gesicht. Als das Klopfen noch drängender wurde, zog sie sich schnell ihren Morgenmantel über und warf im Spiegel noch kurz einen prüfenden Blick auf ihr Gesicht. »Ziemlich verschlafen«, murmelte sie. »Halb fünf und immer noch nicht angezogen. Rabbi Lebowitz wird nicht entzückt sein.«

»Ist ja schon gut!«, rief sie. »Nur keine Eile, Onkel Howard! Ich komme ja schon!« Auf dem Weg durch den Flur klopfte sie kräftig an Davids Tür. »Steh auf, David! Onkel Howard ist da!« Sie entriegelte die Haustür und öffnete sie schwungvoll.

»Es wird aber auch Zeit ...«, begann sie und brach ab, als sie die Gesichter zweier fremder Männer vor sich sah, die auf der obersten Stufe standen und sie verwirrt ansahen. Es dauerte eine Weile, bis sie sich gegenseitig gemustert hatten: Ellie in Socken, Jeans und einem Frotteemorgenmantel; die beiden Männer in grünen Cordhosen und weißen kurzärmeligen Hemden. Dann sah Ellie entgeistert an ihnen vorbei zu den unförmigen Klapperkisten, die am Bordstein parkten. »Sie sind nicht Onkel Howard«, war das Einzige, was sie schließlich herausbrachte.

Johann blinzelte zunächst erstaunt und lächelte dann. »Nein. Ich glaube nicht. Bist du Onkel Howard, Dan?«, fragte er seinen Kameraden. Dieser zuckte die Achseln. »Jedenfalls nicht, als ich zuletzt nachgesehen habe.« Er streckte Ellie die Hand entgegen. »Dan Schellen. Jewish Agency. Und dies ist Johann Pelz. Ebenfalls Jewish Agency.«

»Ellie Warne. Entschuldigen Sie, ich hatte meinen Onkel erwartet.«

»Sie sollten darauf achten, wem Sie die Tür öffnen, junge Dame«, wies Johann sie zurecht. »Man weiß nie, ob es nicht vielleicht die Jihad-Moqhaden sind, die anklopfen.«

»Da haben Sie recht. Natürlich«, pflichtete Ellie erschrocken bei und trat zur Seite, um die beiden Männer eintreten zu lassen. »Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Ihr Onkel, Howard Moniger, ist nicht da?«, fragte Johann, während er sich in der Eingangshalle umsah und einen Blick nach rechts ins Wohnzimmer warf. Er klopfte nervös auf den Lederbeutel.

»Nein, leider nicht. Er hat zwei unserer Gäste zur Untersuchung ins Hadassah Krankenhaus gebracht. Aber ich erwarte ihn jeden Augenblick zurück. Möchten Sie vielleicht warten?«

»Wir haben eine Nachricht für ihn. Eigentlich für Sie alle. Der Chef, Ben-Gurion, möchte Sie alle sehen. Ist David Meyer im Hause?«, fragte Dan.

»Ja, aber er schläft.«

»Ah, ja. Das war aber auch eine Nacht für ihn!«, warf Johann ein. »Er ist beinahe schon ein Held.« Er senkte seine Stimme, als er das Wohnzimmer betrat. »Nur schade, dass die Gewehre, die er über einem Kibbuz abgeworfen hat, durch ein Dach in die einzige Badewanne dort gefallen sind und sie zertrümmert haben.«

»Aber es hat zu der Zeit zumindest niemand ein Bad genommen«, ergänzte Dan rasch mit einem liebenswürdigen Lächeln.

»Sind Sie gekommen, um uns das zu erzählen?«, fragte Ellie, die im Türrahmen stehen geblieben war.

»Es tut mir leid, aber die Nachricht, die ich habe, soll zuerst Ihr Onkel lesen, Miss Warne. Obwohl Sie und die anderen auch mitkommen sollen.« Dan sah betont auf ihre Socken, die unter ihren Jeans hervorschauten. »Vielleicht wollen Sie sich ...« Er lächelte beinahe entschuldigend.

»... umziehen, ja?«, beendete Johann den Satz hilflos.

»Nun, ich glaube, dass keiner von uns irgendwohin fahren wird, bevor wir nicht wissen, was los ist! Jewish Agency hin oder her!« Ellies Stimme hatte nun einen gereizten Tonfall angenommen. Sie hatte es nicht gern, in dieser Weise an der Haustür überrascht zu werden, erst recht nicht, wenn der Abgabetermin für ihren Artikel bedrohlich näher rückte und ein schwerer Fall von geistiger Blockade vorlag.

»Wir haben Weisung, dem Herrn Professor den Brief persönlich zu übergeben, sobald er kommt«, meinte Dan entschuldigend. »So viel will ich Ihnen wenigstens verraten, wenn Sie das dazu bringt, sich umzuziehen ...«

»Halt den Mund!«, schnappte Johann.

»Es hat ein bisschen mit einigen Ihrer Freunde in der Altstadt zu tun«, fügte Dan hinzu, ohne Johanns zornigem Gesichtsausdruck Beachtung zu schenken.

»Rachel? Mosche? Was ist passiert?«

»Tja, das weiß ich leider selbst nicht«, seufzte Dan. »Es ist nur eine Nachricht über sie eingetroffen. Etwas Wichtiges. Der Chef schien ziemlich erregt. Sagte, Sie sollten Ihre Kamera mitbringen und ...«

»Du hast ein Mundwerk wie Jonas Wal!«, meinte Johann vorwurfsvoll. Er sah auf seine Armbanduhr, dann in Ellies verwirrtes, besorgtes Gesicht. »Also ziehen Sie sich bitte um und beeilen Sie sich, sonst haben wir bald keine Zeit mehr.«

Ellie drehte sich der Magen um, und ihr wurde übel vor Angst und düsteren Vorahnungen. Sie eilte aus dem Zimmer über den Flur, hämmerte wieder laut gegen Davids Tür und öffnete sie einen Spaltbreit: »David! Steh auf! Wach doch auf! Es ist etwas mit Rachel und Mosche! Wir sollen zur Agency. David, beeil dich! Eine Nachricht von Ben-Gurion!«

2. Das Geschenk

Dov rückte seine Nickelbrille zurecht und inspizierte die sieben- undzwanzig Jungen der Chaim-Thoraschule, die, nach der Größe aufgestellt, vor Ehud und ihm stramm standen wie kampferprobte Soldaten: die Jarmulken verwegen auf dem Kopf, mit strähnigen Schläfenlocken und unter den Fingernägeln dunkle Trauerländer vom Schmutz der Jerusalemer Altstadt. Der Älteste war kaum mehr als fünfzehn, der Jüngste etwas über fünf Jahre alt. Die Größeren hatten zu kurze Hosen und Mäntel an, und die von den älteren Brüdern und Cousins abgelegte Kleidung der Jüngeren war geflickt und fadenscheinig. »Einen zerlumpten Haufen haben wir hier, Captain!«, rief Dov aus, während er seine Hände hinter dem Rücken verschränkte und auf den Zehen wippte.

Bei seinen Worten schlugen die Jungen die Hacken ihrer eisenbeschlagenen Schuhe zusammen, strafften ihre knöchigen Schultern und reckten sich.

Der riesige, herzensgute Ehud überragte seinen zwergenhaften gelehrten Kameraden wie ein grauhaariger Bär und wurde von allen Jungen, die nun vor ihm standen, angebetet. Es war ihm kaum möglich, durch die engen Gassen des Viertels zu gehen, ohne von einer Schar Jungen umzingelt zu werden. »Erzähl uns eine Geschichte! Bitte, Captain Ehud!«, riefen sie dann, voller Verlangen, einen Hauch von Abenteuer mitzubekommen. Ehud hielt seine Geschichten immer so lange zurück, bis die enttäuschten Seufzer ihren Höhepunkt erreicht hatten. Erst dann kam er kopfschüttelnd den Bitten nach und gab noch einmal eine seiner beliebten Geschichten zum Besten – oder erfand vielleicht auch eine neue dazu. Nachdem die Jungen einen Monat lang die Abenteuer ihres geliebten und jetzt an Land gefesselten Captains gehört hatten, gab es im ganzen Viertel keinen Jungen mehr, der

nicht von einem Leben auf dem stürmischen Mittelmeer träumte. Und jeder von ihnen sehnte sich danach, für wert befunden zu werden, an der Seite dieses starken Helden Dienst zu tun. So wurden diejenigen von ihnen, die das Vorrecht genossen, Ehud während seiner Mitternachtswache eine Tasse Kaffee bringen zu dürfen, allgemein bewundert und erhielten die Ehrenbezeichnung *Chawer*, Freund, des Captains.

Ehud fuhr sich nachdenklich übers Kinn und zupfte sich den Bart, während er seine Versammlung junger Krieger einer kritischen Betrachtung unterzog. Sie hatten ihre Augen starr auf die Rückwand des Kellergeschosses des Tipat Chalev gerichtet und ihr Magen knurrte ungeduldig bei dem köstlichen Duft nach Borschtsch, der aus den dampfenden Kesseln der Gemeinschaftsküche zu ihnen herüberwehte.

»Nun?«, fragte Dov und schaute erwartungsvoll zu Ehud empor. »Was meinst du?« Auch sein Magen meldete sich inzwischen. »Die Truppe ist natürlich sehr jung, aber immerhin schon disziplinierter als zu Beginn der Ausbildung, nu?«

Ehud räusperte sich lautstark und unterdrückte ein Lächeln, während er einem Achtjährigen die Jarmulke zurechtrückte und Dov beipflichtete: »Oj! Wirklich ein bunter Haufen! Aber man kann sie wohl trotzdem als Soldaten durchgehen lassen, nu?«

»Das sind also die zukünftigen Gelehrten von Jerusalem – sensible, ruhige und bescheidene Heilige, die uns vielleicht neue Erkenntnisse aus dem großen Meer der Weisheit des Talmud verschaffen werden! Oj, Gewalt! Wenn man bedenkt, dass wir mit diesen Jungen unser Viertel gegen die Araber verteidigen werden!«

Die Jungen reckten sich voller Stolz, doch Ehud war gar nicht wohl bei dem Gedanken an die Schwäche ihrer Verteidigung und an Tausende von arabischen Milizionären, die sie umzingelten. Wieder zupfte er nachdenklich an seinem Bart. Die winzige Gruppe der hundert Haganah-Soldaten, die in die Altstadt geschmuggelt worden war, war tatsächlich darauf angewiesen, dass

ihnen diese Jungen in einer offenbar hoffnungslosen Situation zur Hand gingen: bei der Rettung der heiligen Stätten des jüdischen Jerusalem.

Plötzlich kramte ein rotwangiger fünfjähriger Junge in seinen Taschen und hielt Ehud seine Hände hin: »Sieh mal, Captain, ich habe heute acht Gewehrpatronen gestohlen!«, rief er. »Aber der Rabbiner hat gesagt, dass ich kein Dieb bin, sondern ein Patriot, nu?«

»Genau wie die Leute, die im Warschauer Ghetto gekämpft haben.« Als ein größerer Junge vortrat, die Hände ebenfalls voll gestohlener britischer Munition, löste sich die Ordnung mit einem Mal auf. Die kleinen Soldaten umschwärmten Ehud und Dov voller Eifer: »Ich habe fünf Kugeln!«

»Und ich neun.«

»Ich habe nur vier, aber ich strengte mich das nächste Mal noch mehr an!«

»Der Rabbiner sagt, dass Gott in einem Fall von *Pikuach Nefesch*, von Leben oder Tod, sogar wünscht, dass wir diese englischen Kugeln stehlen, um unser Leben und die heiligen Stätten zu verteidigen«, bemerkte ein schlaksiger rothaariger Halbwüchsiger und zog seine Jacke aus und präsentierte einen kompletten Patronengurt, der darunter versteckt war.

Ein erstaunter Laut der Bewunderung ging durch die Gruppe. »Gut gemacht, Joseph!«, meinte Dov und klopfte dem Jungen anerkennend auf die Schulter. »Wenn du als Schüler genauso gut bist wie als Dieb, dann bist du sicher der Beste in deiner Klasse!«

Joseph errötete und erwiderte mit einer zwischen Piepsen und Brummen wechselnden Stimme, die noch im Stimmbruch war: »Im Talmud steht, dass es unsere Mizwah, unsere Pflicht gegenüber dem heiligen Gesetz Gottes ist, zu überleben und unser Volk zu retten.«

Joseph legte seinen Schatz vorsichtig in die halb mit Munition gefüllte Kiste. »Um des Gesetzes willen dürfen wir nicht sterben, nicht wahr? Und um Gottes und seines Wortes willen müssen wir

leben. Wenn ein Mann nicht manchmal das Gesetz missachten würde, um sein Leben oder das seiner Frau und seiner Kinder zu retten, gäbe es wahrscheinlich schon jetzt keine Juden mehr auf der Welt, nu?»

»Gut gesprochen, Rabbi!«, erwiderte Ehud dröhnend und hielt den kleinen Jungen den Patronengurt hin, damit sie ihn einmal anfassen konnten.

»Na also«, meinte Dov lächelnd. »Wenn wir also jetzt für kurze Zeit die Rolle von Dieben spielen müssen, können wir dadurch gemeinsam unsere Häuser erhalten und dann für den Rest unseres Lebens als Gelehrte leben, nicht wahr?« Er seufzte. »Ach, wenn man doch ungestört als Jude leben könnte! Das wäre das Paradies!«

»Aber nicht für Leo!«, schrie ein dunkelhäutiger Zehnjähriger und schlug seinem Bruder die Jarmulke vom Kopf. »Für meinen Bruder Leo, diesen *Mamzer*! Er will *Dieb* werden, wenn er groß ist!« Gleich jagten sich die beiden Jungen unter Kreischen gegenseitig und rannten blitzschnell an dem Captain vorbei die Treppe hinauf und durch die Tür in den Esssaal. Die anderen Jungen johlten und feuerten den jeweiligen Lieblingsbruder an.

Ehud hielt sich wegen des ohrenbetäubenden Echos im Kellerraum die Ohren zu. »Ein Sturm! Ein Orkan! Oj! Ein Hurrikan auf dem Meer wäre leiser als dieser Lärm hier!«

Dov schob seine Brille hoch, kletterte hurtig auf einen Holztisch in der Mitte des Raumes und schrie gegen den Lärm an: »STILLL-GEE-STAAAN-DEN!« Sofort war Schluss mit dem Gejohle und nur noch das Scharren von Füßen war zu hören, während sich die Jungen erneut formierten: links der Größte und dann die Kleineren, bis sie wie die Orgelpfeifen standen. »Die sind wirklich dazu geschaffen, Jerusalem zu retten«, murmelte Dov mit einem Blick auf die leeren Plätze, die die beiden Brüder hinterlassen hatten.

»Oder einen um den Verstand zu bringen«, ergänzte Ehud und räusperte sich missbilligend.

Die kleinen Soldaten standen mit vorgestreckter Brust, hoch erhobenem Kinn und starrem Blick unbeweglich wie Statuen da, als die beiden abtrünnigen Brüder kreischend und türenknallend wieder oben auf dem Treppenabsatz erschienen. Der jüngere der beiden hatte gerade heftig an der Schläfenlocke seines Bruders gezogen. Doch beim Anblick ihrer Kameraden, die dort unten so diszipliniert standen, verstummten sie auf der Stelle. Sie lösten sich rasch voneinander, gaben ihren Jarmulken wieder die rechte Würde und hasteten die Treppe hinunter, um ihren Platz zwischen den anderen einzunehmen.

»Ha!«, rief Ehud und verschränkte die Hände hinter dem Rücken. »Also! Sind wir ein lärmender Haufen? Ein Mob? Oder sind wir Soldaten, hm?«

Die Antwort erfolgte einstimmig und ohrenbetäubend laut: »SOLDATEN!«

Ehud steckte sich den Zeigefinger ins rechte Ohr und wackelte damit, um anzudeuten, dass er erst sein Gehör wiederfinden müsse. »Hmmm. Tja. Na dann.«

Dov hütelte, runzelte die Stirn und schob, ohne den Tisch zu verlassen, nachdenklich die Unterlippe vor. »Ja. Soldaten, glaube ich. Na also! Und deshalb haben wir heute Abend eine Pflicht zu erfüllen.« Die Jungen blickten ihn erwartungsvoll an. »Es ist ganz sicher eine freudige Pflicht, und Gott sagt ja, dass es unsere Mizwah ist, uns zu freuen, nu? Obwohl die Zeiten hier in der Altstadt sehr schwierig sind, werden wir also heute Nacht fröhlich sein und dem Mufti zeigen, dass unsere Herzen noch immer voller Dankbarkeit und Glück sind!«

»Das Leben geht weiter! Das Leben geht weiter!«, sagte Ehud laut und fuhr fort: »Die Älteren von euch sind zur Ehrenwache auserkoren worden. Und zwar sollt ihr auf den Dächern Wache stehen. Wenn die Prozession beginnt, ist es von äußerster Wichtigkeit, dass ihr nach Heckenschützen und arabischen Patrouillen Ausschau haltet. Ihr werdet die normalen Wachen der Haganah unterstützen. Leider gibt es nur wenige Kerzen. Alle, die zehn

oder elf Jahre alt sind, heben mal eben die Hand.« Sieben Jungen meldeten sich.

Ehud zählte schnell nach. »Sieben! Beim Ewigen! Sieben Jungen! Eine gute Zahl – sieben. Das ist ein gutes Zeichen. Sieben Kerzen bei der Prozession!«

»Gut!«, rief Dov aus. »Und nun die wichtigste Pflicht für die jüngeren Soldaten. Es ist Brauch, bei einer Hochzeit das glückliche Paar mit Reis und Nüssen zu überschütten, nu?« Allgemeines Nicken. »Tja, allerdings haben wir keine Nüsse im Viertel und kaum Reis zum Essen, geschweige denn zum Werfen.« Er hütelte und wartete, bis sich alle der Bedeutung seiner Bemerkung bewusst geworden waren. »Aber was ist eine jüdische Hochzeit ohne Reis! Da könnten wir genauso gut den Trauhimmel oder den Rabbiner weglassen!«

»Oder den Klarinettisten erschießen!«, warf Ehud ein und schüttelte vor Entsetzen über einen solchen Gedanken den Kopf.

»Gott behüte! Und Gott behüte, dass wir eine richtige Hochzeit ohne Reis feiern. Deswegen haben wir von den Köchen hier im Tipat Chalev ein halbes Pfund Reis ergattert, das bei der Hochzeit geworfen werden soll – unter der Bedingung, dass wir auch das letzte Körnchen wieder zurückbringen, wenn wir damit fertig sind. Reis ist nämlich so kostbar wie Kugeln, wenn wir dem Feind standhalten wollen.«

»Kugeln könnte man aber einfacher wieder aufsammeln«, warf einer der beiden streitbaren Jungen ein.

»Du Mamzer!«, schrie sein Bruder. »Du Schmuck! Bei einer Hochzeit wirft man doch keine Kugeln!« Er unterstrich seine Meinung mit einem kräftigen Rippenstoß. Dann brachen die Linien erneut auf, während die beiden Brüder sich noch lauthals stritten.



»Nicht an deinem Hochzeitstag, Rachel«, schalt die alte Schoschanna, während sie die kleine Tikvah in den Armen wiegte und einen zornigen Blick auf Schaul warf, der erwartungsvoll an der Tür stand. »Eine Braut sollte im Hause bleiben, in Stille fasten und darüber nachdenken, welchen Segen Gott ihr hat zuteilwerden lassen.« Ihr altes, runzliges Gesicht spiegelte ihre Missbilligung deutlich wider, während Rachel mit einem entschuldigenden Lächeln ihren Mantel zuknöpfte. »Es schickt sich nicht für dich, an einem solchen Tag allein auszugehen. Und vielleicht ist es obendrein noch gefährlich! Willst du, dass dich der Teufel so glücklich sieht? Du ziehst den bösen Blick auf dich!«

Während sie sich den Schal über den Kopf legte, betrachtete Rachel einen Augenblick lang fasziniert das Gesicht, das ihr aus dem Spiegel entgegenlächelte. »Aber ich *bin* glücklich!«, erwiderte sie. »Egal, wohin ich jetzt gehe, Schoschanna. Ich bin ja nicht allein. Gott geht doch mit mir.«

»Oj, Gewalt!«, rief Schoschanna aus und verdrehte ärgerlich die Augen. »Hört nur, wie sie darauf aus ist, dass der Böse sie findet!« Sie legte nach altem Brauch die Finger mit einer Geste an die Lippen, die den Teufel abhalten sollte.

»Ich nehme den Hund mit, wenn dich das beruhigt«, erwiderte Rachel und kraulte Schaul den Kopf.

»Dann nimm ihn mit! Ich habe schon immer gesagt, ein Hund ist der Fluch eines jüdischen Hauses! Er verschreckt die Armen und die Bettler.« Sie wiegte Tikvah heftiger. »Ich bin eigentlich selbst ziemlich arm«, erwiderte Rachel. »Aber er verschreckt mich kein bisschen.« Der Hund sprang auf und wackelte mit seinem schwanzlosen Hinterteil. Er hatte in den Wochen seit seiner Verwundung deutlich an Gewicht und Muskeln verloren, aber unter Rachels Fürsorge bereits einen großen Teil seiner Kraft wiedergewonnen und seine Hingabe an sie hatte sich verdoppelt. »Mir wird schon nichts passieren«, meinte Rachel beruhigend zu Schoschanna. »Wenn ich nicht gehen darf, kann ich auch nicht das Päckchen suchen, von dem Großvater mir geschrieben hat,

und dann bekommt Mosche kein Hochzeitsgeschenk. Ich muss einfach gehen! Es dauert ja nur ein paar Minuten. Gibst du bitte auf das Kind acht?»

Schoschanna schüttelte resigniert den Kopf. »Dann geh schon! Aber halte dein Gesicht bedeckt, damit der Teufel nicht sieht, wie du lächelst!«

»Ja, Schoschanna.« Aus Ehrerbietung vor den Wünschen der Alten bedeckte Rachel ihre untere Gesichtspartie mit dem Schal und fragte dann: »Wie findest du das?«

»Gut! Nun siehst du aus wie eine Mohammedanerin. Da wird dich der Satan nicht belästigen. In diesem Krieg ist er nun mal auf der Seite der anderen, nu?« Die Alte sah augenzwinkernd hinter Rachel her, die aus dem Zimmer eilte, hinaus auf die warme, helle Straße. Eigentlich war es gar nicht kalt genug, um einen so dicken Mantel zu tragen, aber auch sie hatte das Gefühl, dass es besser sei, möglichst unerkannt durch das Viertel zu gehen. Denn Schoschanna hatte natürlich recht.

Es schickte sich wirklich nicht für sie, an ihrem Hochzeitstag durch die Stadt zu gehen. Aber Großvater hatte in seinem Brief an sie ein ganz besonderes Geschenk für den Bräutigam erwähnt: In seiner Wohnung lag in einem schlichten Holzkästchen ein blauer Samtbeutel, in dem sich das einzig richtige Geschenk befand, das eine Braut ihrem Bräutigam machen konnte. Großvater hatte es vor mehr als einem halben Jahrhundert von Rachels Großmutter bekommen, als er mit ihr unter dem Trauhimmel gestanden hatte. *Erzähle deinem jungen Mann aber nicht, dass du etwas für ihn hast*, hatte er ihr geschrieben. *Der Junge ist so sehr in dich verliebt, dass er geschworen hat, sich weder aus einer Mitgift noch aus einem Geschenk etwas zu machen, sondern nur aus deiner Liebe. (Ja, ich erinnere mich, dass ich vor fünfzig Jahren genauso für meine wunderschöne Esther empfand, obwohl ich sie vor der Hochzeit nur einmal gesehen hatte.) Er bittet um nichts, will nichts außer dir, meine liebe Rachel. Doch selbst wenn das Haus Lebowitz arm ist, so sind wir doch zu stolz, um unsere Töchter ohne Geschenk*

in die Ehe zu geben. Und deshalb wirst du in dem Schrank über dem Waschbecken ein Kästchen finden. Darin liegt ein Gebetstuch, das die Großmutter deiner Großmutter in Polen während ihrer Brautzeit eigenhändig gestickt hat. Ich trage es voller Stolz an den heiligen Tagen Pessach, Rosch Haschanah, Jom Kippur. Aber jetzt bin ich furchtbar alt. Und deine Großmutter hat im Traum zu mir gesprochen und mir gesagt, dass dieser Tallith für Mosches starke Schultern bestimmt ist. Möge der Ewige euch beide segnen, mein Kind. Dein dich liebender Großvater, Rabbi Schlomo Lebowitz.

Rachel lächelte glücklich bei dem Gedanken an die Liebe und Fürsorge, die Großvater in seinem Brief zum Ausdruck gebracht hatte. Mosche hatte ihn ihr zwar eigenhändig überbracht, aber nicht im Traum daran gedacht, was darin stehen könnte. Der Brief hatte auch noch ein Postskriptum, das der alte Mann hastig auf die Rückseite geschrieben hatte: *Bei dem Tallith liegt auch noch ein kleiner Lederbeutel. Deine Mutter hat ihn mir damals geschickt, als die ersten Schwierigkeiten aufkamen. Sie hoffte, den Inhalt einmal als Lösegeld verwenden zu können. Wenn ich darüber nachdenke, dann ist das Geld jetzt vielleicht besser als Mitgift für dich angebracht. Nimm es, Kind! Es ist wenig genug. Mein Herz ist ganz bei dir, wenn du unter dem Trauhimmel stehst. Großvater.*

Das Herz quoll Rachel über vor Glück, als sie die Tür zur Kellerwohnung öffnete. Fast zwei Wochen lang hatte sie den Inhalt des Briefes vor Mosche geheim gehalten. Und heute, am Tage ihrer Hochzeit, war sie zum ersten Mal lange genug allein, um sich davonstehlen zu können. Normalerweise postierte Mosche, wenn er nicht bei ihr sein konnte, zwei Haganah-Soldaten als Wache in ihrer Wohnung. Aber sie hatte ihn gebeten, ihr an ihrem Hochzeitstag etwas Zeit für sich allein zu lassen – Zeit ohne Männer, die sie ständig beobachteten und sie daran erinnerten, dass ihr neues Leben mitten im Krieg beginnen sollte.

Dicht gefolgt von Schaul, schloss sie die Tür des feuchten, dunklen Raumes hinter sich und entzündete gleich den Kerzenstumpf auf dem wackligen Holztisch. Dann warf sie ihren Schal

aufs Bett und lächelte vor Glück. »Ich werde ihm nicht mit leeren Händen gegenüberreten!«, sagte sie zu ihrem zottigen Begleiter, der sich vor Freude wand, um sie herum tänzelte und sich schließlich erschöpft vor dem alten Ölofen auf den Boden fallen ließ. Mit den Augen folgte er ihr jedoch zum Schrank.

Der alte Kiefernschrank hatte nur zwei Einlegeböden. Auf dem unteren standen neben zwei silbernen Kerzenleuchtern einige wenige Porzellanstücke. Daneben lag ein gesticktes Sabbattischtuch, das wahrscheinlich mindestens so alt war wie das Geschenk, um dessentwillen sie hergekommen war. Auf dem darüberliegenden Brett standen ein paar ledergebundene Bücher und vier langstielige kristallene Weingläser. Das Haus Lebowitz war nicht immer arm gewesen.

Behutsam strich Rachel über die Gläser. Sie hatte mit einem Mal das Gefühl, dass ihre Familie um sie herum versammelt sei – mit lächelnden Gesichtern und freudig ausgestreckten Händen. Mama umarmte sie und Papa stand stolz, aber ein bisschen traurig, neben ihr. *Massel Tov! Massel Tov!* schienen sie alle zu sagen. *Unsere Kleine schon so erwachsen und heute Braut!* Sie nahm zwei Gläser vom Brett und hielt sie gegen das Licht des Kerzenstummels.

»Vielleicht hat Mama am Abend ihrer Hochzeit aus diesem Glas getrunken. Und Papa vielleicht aus dem anderen.« Einen Augenblick lang betrachtete sie versonnen das Muster der Gläser und schloss dann die Augen. »Ich danke dir, Herr«, flüsterte sie leise, während glückliche Erinnerungen an Sabbatmahlzeiten und Familienzusammenkünfte ihr Herz durchströmten. »Dies ist der schönste Tag meines Lebens und ich bin nicht allein. Ich danke dir«, wiederholte sie noch einmal und fügte freudig hinzu: »*Massel Tov*, meine liebe Familie! Danke, dass ihr gekommen seid!«

Dann stellte sie die Weingläser ehrfürchtig wieder an ihren Platz zurück und nahm ein hölzernes Kästchen von der linken Seite des Brettes. Das Kästchen war aus schlichtem poliertem Oli-

venholz. Seine Eleganz lag in seiner äußersten Einfachheit. Ober- und Unterteil waren mit solcher Präzision aufeinandergesetzt, dass es kaum zu erkennen war, ob es sich vielleicht nur um ein einziges Holzstück handelte. Rachel sah keine Scharniere, doch als ihre Daumen einen leichten Druck nach oben ausübten, hob sich der Deckel mühelos.

Es verschlug ihr vor Überraschung und Staunen den Atem, als sie den weichen Samtbeutel erblickte, in dem sich der Talith befand. Der Davidsstern darauf war so fein und filigran mit Goldfaden gestickt, wie sie es noch nie gesehen hatte. *So muss der Davidsstern aussehen*, dachte sie, während sie sich mit Schauern an das grobe gelbe Abzeichen erinnerte, das die Juden auf Befehl des Führers einmal hatten tragen müssen. Aber selbst damals war sie, genau wie ihre Eltern, stolz darauf gewesen, dem jüdischen Volk anzugehören.

Unter dem Stern erkannte Rachel deutlich die Buchstaben des *Sh'ma Jisrael*: »Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig!«, las sie. »Du sollst den Ewigen, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und deiner ganzen Seele und deinem ganzen Vermögen ...«

Mit dem Finger fuhr sie jeden Buchstaben des Gebetes nach und lächelte erneut in dem Bewusstsein, dass Gott sie liebte. »Ich will versuchen, nach diesem Gebet zu leben, Herr, weil du mir deine Liebe offenbart hast ...« *Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollen dir ins Herz geschrieben sein, und du sollst sie deinen Kindern einschärfen ...* Dieses Gebet war es gewesen, das jeder gläubige Jude, der durch die Hände der Nazis umgekommen war, auf den Lippen gehabt hatte. Rachel musste lächeln, als sie daran dachte, dass die Deutschen geglaubt hatten, die Worte bedeuteten »Lang leben die Juden!« Irgendwie hatten sie ja recht gehabt. »Zumindest nach deinem Plan, Herr, nicht wahr?«

Sie drückte den blauen Samtbeutel an ihr Herz und befühlte dann die goldene Mesusah, die sie an einem Lederband um den Hals trug. »Ich habe dich mit immerwährender Liebe geliebt.« Ra-

chel wiederholte den Vers, der in die Mesusah eingraviert war. Dieses Amulett hatte Mosche ihr an jenem ersten Tag im jüdischen Viertel geschenkt, an dem er ihr von Gottes ewiger Liebe erzählt hatte.

Bis zu jenem Tag hatten für sie Worte über Gott nicht Trost, sondern nur Leid bedeutet. Aber Mosches Verhalten war ein lebendiges Zeugnis der Liebe, von der er sprach. Und seine Liebe zu ihr war der Spiegel, in dem sie die Liebe Gottes erkannt hatte. So war es ihr auch nicht schwergefallen zu glauben, dass Jeschua Gottes sanfter Gesalbter, dass er der Messias war, auf den sie gehofft, nach dem sie sich gesehnt hatte.

In Jeschua hatte Rachel den Frieden der Vergebung und eine Lebensfreude gefunden, die sie längst vergessen hatte. Durch ihn waren Träume, die sie längst zerronnen geglaubt hatte, wieder wachgeworden. An diesem Abend würde sie neben Mosche unter der *Chuppa*, dem Trauhimmel für die Hochzeitszeremonie, stehen. Sie würden sich das Jawort geben und vor Gott und Menschen ihre Liebe bekennen. Sie fühlte sich wie neugeboren, so, als ob sie weder Leid noch Jahre der Furcht und des Verlustes gekannt hätte. *Gott wird die Jahre, die die Heuschrecken vernichtet haben, wieder ersetzen*, hatte Mosche ihr tröstend gesagt, als sie wegen ihrer verlorenen Jahre mit ihrem Schicksal gehadert hatte. Von jenem Moment an hatte Rachel gewusst, dass es für sie, Mosche und die kleine Tikvah eine Zukunft gab und die grausame Vergangenheit ein und für alle Mal begraben war.

Rachel öffnete das Zugband des Beutels vorsichtig und nahm einen weißen Seidentallith heraus, der im Schein der Kerze hell schimmerte und dessen königsblaue Randstreifen an den Thron Gottes erinnern sollten, der nach der Überlieferung mit funkelnden blauen Saphiren besetzt ist. Rachel hatte noch ganz deutlich das Bild ihres Vaters vor Augen, wie er im Glanz seines wehenden Talliths am Abend des Jom-Kippur-Festes auf den Stufen der Synagoge in Warschau stand, sich tief zu ihr hinabbeugte und sagte: *Eines Tages, meine Kleine, wird dein Bräutigam den Tallith tragen*,

den du ihm an deinem Hochzeitstag schenkst. Natürlich wird er wissen, dass das Weiß und das Blau Symbole für den Thron Gottes sind. Aber ganz bestimmt wird er in dem Blau auch die Farbe deiner Augen und in dem Weiß die Makellosigkeit deiner Haut erkennen. Wenn ein Mann und eine Frau heiraten, kleine Rachel, dann berühren sie mit ihrer Liebe den Thron Gottes!

Rachel schüttelte verwundert den Kopf darüber, wie genau sie sich noch an die Worte ihres Vaters erinnern konnte, so, als habe er sie ihr eben erst zugeflüstert. »Ich denke an deine Worte, Papa«, sagte sie laut. »Mosche will ich eine gute Frau sein. Mein Leben soll ihn dem Thron Gottes näherbringen«, gelobte sie. »Und in der blauen Farbe meiner Augen soll er immerwährende Liebe erkennen.«

Am Halsteil des Talliths befand sich eine kunstvolle *Atara*, eine Borte aus feiner Brokatstickerei. Darüber war in blauer Farbe der Vers aus 4. Mose 15,39 gestickt: *damit ihr, wenn ihr sie seht, aller Gebote des Herrn gedenket*. Die schimmernde Seide, das Blau und die Goldstickerei machten diesen Tallith zum schönsten Gebetstuch, das Rachel je gesehen hatte. *Das ist ein Geschenk, wie es ein solch sensibler und außergewöhnlicher Mann wie Mosche verdient*, dachte sie beglückt mit geröteten Wangen und klopfendem Herzen. In wenigen Stunden würde sie es ihm überreichen. Während sie versonnen über das weiche Gewebe strich, malte sie sich aus, wie es auf Mosches breiten Schultern sanft im Wind flattern würde. »Ich danke dir, Gott!«

Sie legte den Tallith sorgfältig aufs Bett und suchte dann noch in der Samttasche nach dem kleinen ledernen Geldbeutel, den ihr Großvater in seinem Brief erwähnt hatte. Ihr Herz klopfte freudig, als sie fühlte, wie schwer der weiche Wildlederbeutel war. *Wie viele Jahre ist es her, dass Mama Großvater dies geschickt hat, weil sie hoffte, eines Tages ihr Leben damit erkaufen zu können?* Rachel schüttete seinen Inhalt auf das Bett und betrachtete verwundert die Goldmünzen, die herauskullerten. Das mussten die gesamten Ersparnisse ihrer Eltern gewesen sein. Doch als das

Geld Palästina erreicht hatte, war es bereits zu spät gewesen. Nur Jakov, der damals noch ein Säugling gewesen war, war dem Konzentrationslager, der Erniedrigung und dem Tod entgangen. Was ihre Eltern gespart und voller Hoffnung dem Großvater geschickt hatten, sollte nun ihre Mitgift werden. Lange betrachtete sie die Münzen und dachte mit Wehmut daran, dass die fröhlichen Gesichter ihrer Familie heute Abend bei ihrer Hochzeit fehlen würden. Mama und Papa lebten nicht mehr. Auch nicht ihre Brüder. Nur Jakov und Großvater waren ihr geblieben. Doch die konnten nicht in die Altstadt kommen, auch wenn sie noch so nah waren. Wie gerne gäbe sie ihre ganze Mitgift dafür her, sie heute Abend bei sich zu haben, nur ihre Stimmen hören zu können. Sie schloss die Augen und fasste sich wieder. Dies war nicht der Augenblick, sich in Trauer zu ergehen. Zu reich hatte Gott sie gesegnet und sie wollte ihn nicht dadurch kränken, dass sie auch nur für einen Moment undankbar erschien! So betete sie: »Bitte lass sie wissen, wie glücklich ich heute bin, Gott! Heute will ich meine Freude mit denen teilen, die ich liebe, auch wenn sie nicht bei mir sein können! Lass das wahr werden, Gott.«

Sie faltete den Tallith liebevoll zusammen und schob ihn wieder in die Samthülle. Anschließend zählte sie vierzehn Goldmünzen in den Lederbeutel. Und während sie sich vorstellte, wie sich Mama, Papa und ihre Brüder um Gottes Thron mit den blauen Saphiren scharten, empfand sie im Herzen wieder Frieden und Glück. *Höre, Israel!*

Ja, dachte sie, als sie den Samtbeutel wieder in das Kästchen legte und die flackernde Kerze ausblies, *es gibt wirklich viel, wofür ich heute dankbar sein muss*. Viele Frauen des Viertels hatten Rachels Mutter im Umkreis der Synagogen und der Jeschiva-Schulen Jerusalems aufwachsen sehen. Sie hatten vor Freude über ihre Hochzeit getanzt und Tränen vergossen, als sie mit ihrem jungen Ehemann, einem Rabbiner, nach Polen gegangen war. Als sie in einem Brief von Rachels Geburt berichtete, hatten sie ihn in ihrem Nähkreis laut vorgelesen. Selbst Rachels erste Schritte

in Warschau waren in Jerusalem gefeiert worden. *Habt ihr schon gehört? Die kleine Rachel, die Enkelin von Rabbi Lebowitz, läuft schon! Was ist sie doch für ein intelligentes Kind! Und so niedlich! Sie sieht genau aus wie ihre Mutter in dem Alter, nu?* Das Bild von Rachel war von einer begeisterten jüdischen Mutter zur nächsten gereicht worden. Als Rachels Familie im Moloch der Nazis verschwunden war, hatten dieselben Frauen um sie getrauert. Und als der kleine Jakov in den Armen eines jüdischen Flüchtlings in Palästina angekommen war, mit einem Schild um den Hals, das ihn als Jakov Lubetkin, Enkel von Schlomo Lebowitz, Rabbiner in der Jerusalemer Altstadt, auswies, hatten sie darum gewetteifert, ihn zu bemuttern. Jahre später wiederum, als Rachel aus dem Grab erstanden war, hatten diese Frauen ihre Liebe und Sorge auch auf sie übertragen, sorgsam darauf bedacht, nicht zu viele Fragen zu stellen. Bis auf wenige Ausnahmen hatten alle sie als eine Tochter Zions angenommen, die ein unaussprechlich und unfassbar schweres Schicksal hinter sich hatte. Bis auf wenige Ausnahmen hatten alle sie ohne Aufhebens in die Geborgenheit ihrer Zuneigung aufgenommen, obwohl sie selbst täglich am Rande der Vernichtung lebten. Ja, Rachel war hier wirklich zu Hause.

Sogar als sich der Schatten eines Krieges abzeichnete, hatten die Frauen aus dem Viertel an einem Hochzeitskleid und einer Aussteuer für Rachel gearbeitet. Und als Rabbi Akiva sie als Nazi-Prostituierte beschimpft hatte, verschlossen sie ihre Ohren und verurteilten ihn und seine Anhänger anstelle Rachels, weil sie erkannten, dass sie durch eine Hölle gegangen war. Rachel würde ihre Hochzeit in Weiß feiern, und das war ihr letztes Wort in dieser Angelegenheit.

So hatten die Frauen, die Rachel umsorgten wie ihr eigenes Kind, aus den feinsten Schabbattischdecken und Spitzen der Altstadt ein wunderschönes Hochzeitskleid für sie genäht. Und heute war für sie alle ein Tag der Hoffnung und der Freude. Rachel Lubetkin war nach Hause gekommen, um im selben Viertel

zu heiraten wie auch ihre Mutter. An diesem Abend würden die Bewohner des jüdischen Viertels in Hörweite des Muftis und der Verbrecher, die ihn umgaben und die sie gefangen hielten, tanzen und singen und feiern. Für das jüdische Viertel war Rachel ein einsamer Schimmer der Hoffnung im Dunkel ihrer Wirklichkeit geworden. Wenn selbst *sie* nach allem, was sie durchgemacht hatte, glücklich werden konnte, vielleicht ...

Noch ein letztes Mal atmete Rachel Großvaters Pfeifentabak tief ein, bevor sie Schaul von seinem Lager rief und dann die Tür hinter sich und dem Hund verschloss.

Sie verhüllte wieder ihren Kopf und eilte die Stufen hinauf zur Straße. Aus den Fenstern über ihr, an denen in wenigen Stunden die Hochzeitsprozession vorbeiführen würde, hingen schon jetzt farbenprächtige Fahnen, ungeachtet der Sprache, die die Sandsäcke und Barrikaden auf den Straßen sprachen. Rachel wusste, dass die Prozession gut bewacht werden würde. Die wenigen Waffen, die es im Viertel gab, waren unter den Dachziegeln versteckt worden, für den Fall, dass es Schwierigkeiten geben würde. Außerdem wurde zusätzliche Munition gesammelt und so platziert, dass sie für die Verteidiger der Haganah leicht erreichbar war. Ihr Blick fiel auf eins der Dächer, auf dem ein junger Jeschiva-Schüler Wache stand und das arabische Viertel nach Heckenschützen absuchte. Als er sie erkannte, bekam er vor Überraschung große Augen.

»Weiß Mosche, dass du hier bist?«, rief er ihr gut gelaunt zu.

»Pscht.« Sie legte einen Finger an die Lippen und eilte weiter. »Ich musste noch sein Hochzeitsgeschenk holen!«, fügte sie erklärend hinzu.

Er nickte, winkte und rief: »Massel Tov, Tochter Zions!«

Rachel strahlte über das ganze Gesicht und bog errötend um die nächste Ecke. Schaul folgte ihr hechelnd.

Kurz vor Rachel trat gerade Hannah Cohen, rundlich und mit rosigen Wangen, aus der Tür ihres fast leeren Gemischtwarenladens, der ungefähr auf der Hälfte der Prozessionsstrecke lag,

und fegte die gepflasterte Straße vor dem Laden. Sie ging dabei so konzentriert und emsig zu Werk, dass sie vor Anstrengung die Unterlippe vorgeschoben und das Gesicht in Falten gelegt hatte und es ganz so aussah, als würde sie mit dem Schmutz auch zugleich die oberste Schicht der Pflastersteine abtragen. Als sie Rachels Schritte vernahm, blickte sie auf und stemmte missbilligend die Hände in die Hüften. »Warum bist du nicht zu Hause?«, rief sie Rachel entgegen, als diese ihr winkte. »Willst du, dass dich der Teufel so glücklich draußen herumlaufen sieht?«, schalt sie. »Sieh sich einer nur an, wie sie lächelt! Es ist nicht gut, wenn jemand so glücklich ist! Du ziehst den bösen Blick auf dich, Rachel Lubetkin! Deine Mutter selig wäre nicht damit einverstanden, dich an deinem Hochzeitstag draußen herumlaufen zu sehen!«

»Ich musste noch Mosches Hochzeitsgeschenk holen«, erklärte Rachel etwas außer Atem. »Es war in Großvaters Wohnung.« Sie öffnete ihren Mantel gerade so weit, dass Hannah das polierte Olivenholzkästchen sehen konnte.

»Den Tallith deines Großvaters?«, rief Hannah zustimmend. »Es gibt keinen feineren im ganzen Viertel!« Sie lehnte ihren Bogen gegen den Türrahmen und umarmte Rachel überschwänglich. »Massel Tov, meine Liebe! Deine Mutter wäre heute so stolz auf dich – Gott behüte ihre Seele! Sie sieht vom Himmel auf dich herab, nicht wahr? Da ist sie Gott nahe, sodass er ihre Gebete für dich hören kann.«

»Das habe ich auch gedacht«, erwiderte Rachel freudestrahlend.

»Also!« Hannah entließ sie aus der Umarmung und gab ihr einen sanften Klaps. »Nur noch ein paar Stunden! Geh jetzt schnell nach Hause! Du hast noch viel zu tun!«

»Schoschanna passt für mich auf Tikvah auf!«, rief Rachel ihr noch im Weggehen zu.

Hannah machte eine beifällige Handbewegung und rief hinter ihr her: »So ein entzückendes Kind! Dein Mosche kann sich glücklich schätzen, an einem Tag so eine Frau und so ein Kind zu

bekommen. Mach dir ihretwegen heute Abend keine Gedanken«, – ihre Stimme wurde noch lauter – »Schoschanna wird schon auf sie aufpassen, während ihr euch etwas näher kennenlernt, nu?«

Rachel errötete und lief noch schneller ihrer Wohnung entgegen. Sie hoffte, weitere Begegnungen mit den Bewohnern des Viertels vermeiden zu können. Sonst würde wahrscheinlich die Kunde, dass sie allein in der Nähe von Großvaters Wohnung gesehen worden sei, an Mosches Ohren dringen. Und ihr Herz war so voller Freude über seine Liebe, dass sie das Gefühl hatte, nicht einmal einen Moment der Missbilligung von ihm ertragen zu können. Sie verbarg wieder die untere Gesichtshälfte im Schal und hielt ihren Blick nur noch auf die Pflastersteine gerichtet.

»Hallo, Schau!«, rief da der Fleischer Isch Kischo hinter seinem leeren Stand. »Ist leider heute nichts für dich da!« Er zupfte an seinem grauen Bart und klopfte sich auf seinen runden Bauch unter der Schürze. Aber dann hielt er vor Überraschung die Luft an. »Das ist doch nicht etwa Rachel Lubetkin? Die *Braut* höchstpersönlich? Oj, Gewalt! Das hätte Ihr Zukünftiger bestimmt nicht gern, Sie an Ihrem Hochzeitstag allein draußen zu sehen!«

»Ich weiß, Herr Kischo«, erwiderte sie entschuldigend. »Aber ich musste noch etwas für die Hochzeit besorgen.«

»Sie dürfen nicht so lächeln! Am Hochzeitstag bedeutet das Pech!«, rief er noch hinter ihr her. »Und passen Sie auf Schaul auf! Dies ist ein sehr wichtiger Tag und wir haben das letzte Lamm des Viertels geschlachtet!« Als Rachel um die Ecke bog, hörte sie noch, wie er ihr nachrief: »Massel Tov! Massel Tov, Rachel Lubetkin!«

Sie fragte sich, ob der Mufti wohl die Freude hören konnte, die durchs Viertel zu schallen begann. Angst vor dem Bösen hatte sie nicht. Denn jetzt war sie ein Kind Gottes und sie lächelte für ihn. Und sie hoffte, dass irgendwo die Kräfte des Bösen über das Glück trauerten, das im alten jüdischen Viertel von Jerusalem lebte. Sie war fest davon überzeugt, dass in den Straßen des Himmels auf jeden Fall Freude herrschte. Und in dieser Freude lag der Sieg.